



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Meyer, Ludwig: Pompejanische Spaziergänge. 5. : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

glaubten, so läßt sich leicht zeigen, daß auch dabei eben nur von einem Glauben die Rede ist, dessen Wahrscheinlichkeit man nur durch alle Mittel des Denkens und der Thatfachen möglichst zu steigern suchte. Jene Männer, auf die unsre Nation nie aufhören darf, stolz zu sein, und alle, welche ihnen nachstreben, sind in ihren Gottesanschauungen nicht mehr und nicht weniger „Schwärmer,“ wie Dr. Claffen sie nennen möchte, als Kant in seinem Glauben an das „Du sollst!“ und an alles, was ihm daraus folgte.

Leipzig.

Rud. Seydel.



Pompejanische Spaziergänge.

Von Ludwig Meyer.

5.

(Schluß.)



on den kunst- und literaturgeschichtlichen Betrachtungen, die uns ein wenig von unserm Ausgangspunkte entfernt haben, wollen wir schließlich nochmals auf Pompeji und seine Bewohner zurückkommen. Die Wandgemälde, die wir so ausführlich besprachen, weil sie uns über die antike Kunst so vieles lehren, geben auch manche schätzbare Auskunft über die Stadt selbst, wo sie gefunden wurden. Mag man immerhin annehmen, daß die Malerkunst zu jener Zeit sehr zahlreich war und sehr wohlfeil arbeitete, so ist doch klar, daß man sich eines gewissen Wohlstandes erfreuen mußte, um an die Ausstattung seiner Wohnräume mit eleganten Fresken denken zu können. Hiernach muß es in Pompeji viele wohlhabenden Leute gegeben haben. Die beträchtliche Zahl der Häuser, welche interessante Malereien aufweisen, spricht für weitverbreiteten Wohlstand. Auch lassen alle bisher gemachten Studien hierauf schließen. Heinrich Nissen, der gründliche Kenner der Ruinen von Pompeji, hat nachgewiesen, wie man dort unter den Kaisern mehr und mehr am Luxus Gefallen fand. Die Privathäuser werden immer schöner und schmuckreicher, die öffentlichen Bauten gewinnen unablässig an Ausdehnung. „Das Denkmalsfieber, eine spezifische Krankheitsform verfallender Freistaaten,“*) tritt jetzt ebenfalls heftig auf. Die Emporkömmlinge wollten durch die Erbauung oder Wiederherstellung von Tempeln den plötzlichen

*) Nissen, Pompejanische Studien, S. 373.

Auffschwung ihrer Glücksumstände zur Schau stellen und ließen sich durch den Gemeinderat der Stadt oder durch die von ihnen protegirten Körperschaften Ehrenstatuen errichten. Neben dem alten Adel kam eine reiche, angesehene, auf ihre Stellung eiferfüchtige, für Glanz und Pomp schwärmende, namentlich aber sehr zahlreiche Bourgeoisie in die Höhe, die auf einem großen Fuße lebte, die Behaglichkeit schätzte und die Genüsse und Vorrechte, welche bisher nur den vornehmen Familien gehört hatten, wenigstens zum Teil auch für sich selbst in Anspruch nahm.

Und die Armen? Solche gab es in Pompeji sicher ebensoviel, ja vielleicht noch mehr als anderswo, denn Pompeji war, wie schon bemerkt, eine gewerbfleißige Stadt, in welcher ein buntes geschäftliches Treiben herrschte. Abgesehen von ihrem Seehandel, produzirte sie im Überfluß Wein und Früchte für den Export nach andern Städten Italiens; nach Plinius und Columella waren besonders ihre Kohlsorten renommirt. Auch bereiteten die Pompejaner aus gesalzenen Fischen eine Art Sauce oder Würze, *garum* genannt, welche das Entzücken der Feinschmecker war. In einer solchen Handelsstadt gab es natürlich zahlreiche Handwerker. Die von Pompeji bildeten, wie überall, Zünfte, die ihre besondern Statuten, Feste, Versammlungsorte hatten. So kennen wir die Zünfte der Goldarbeiter, der Holzhändler, der Maultierreiber; sie nehmen an den Wahlen teil und empfehlen ihre Kandidaten.*) Vermutlich waren auch die Tuchfabriken, sowie die Walkereien und Färbereien ziemlich bedeutend. Dieser Großindustrie schlossen sich dann alle jene kleineren und untergeordneten Gewerbe an, die damals, wie heutzutage, die italienischen Städte mit ihrem geräuschvollen Treiben erfüllten. Da gab es Verkäufer von Kuchen und Würstchen, Händler mit „Meerfrüchten“ (*frutti di mare*, d. h. Fischen, Muscheln u. s. w.), die alle, wie Seneca sagt, ihre Waare in einer besondern Tonart und mit mannichfachen Rufen anpreisen.**). Man nannte sie in Pompeji die „Forumleute“ (*forenses*), weil sie sich meist auf dem öffentlichen Plage umhertrieben. Eine interessante Malerei zeigt uns einen auf offener Straße etablirten Koch bei seinen Töpfen; ringsumher stehen Leute, die offenbar der gute Küchenluft angelockt hat. Der Koch hält in der Hand einen Stock, an dessen Ende eine kleine Kupfertasse befestigt ist; damit will er eben eine Portion aus seinem Topfe schöpfen, um sie den Kunden zu verkaufen.***). Es ist eine Szene, wie wir sie auf den Märkten von Neapel noch heute alltäglich beobachten können.

*) Einige dieser Korporationen, zu denen sich nicht Handwerker derselben Industrie, sondern einfach Leute vereinigten, die sich gesellig unterhalten oder vergnügt miteinander leben wollten, haben sonderbare Namen, ähnlich denen der Akademiker der Renaissance. So giebt es einen „Schläferverein“ (*dormientes*), ferner eine „Gesellschaft der Spättrinker“ (*seribibi*), ja sogar einen „Verein der kleinen Spitzbuben“ (*furunculi*).

***) Seneca, *Epist.* 56, 2.

****) Vergl. Otto Jahn, *Über Darstellungen des Handwerks* u. s. w. Taf. 3, Nr. 8.

Die Quartiere, wo alle diese armen Leute wohnten, sind noch nicht entdeckt. Auch die kleinsten und am einfachsten ausgestatteten Häuser, die man bisher ausgegraben hat, sind nicht eigentlich das, was wir Wohnungen von Armen nennen. Vielleicht bewohnte ein Teil von ihnen jene „obere Etagen mit Terrassen“ (*coenacula cum pergulis*), von denen in den Mietsanzeigen mehrfach die Rede ist. Leider sind uns von den Häusern Pompejis nur die Erdgeschosse erhalten; der Rest ist fast überall verschwunden. Einstweilen und bis man einmal die Volkquartiere findet, verraten sich Anwesenheit und Lebensgewohnheiten der kleinen Leute fast nur durch die von ihnen, dort wie überall, gern besuchten Vergnügungsorte, die Kneipen und Herbergen. Sie sind in Pompeji zahlreich vertreten. Beim Eintritt in die Stadt finden wir Gastwirthschaften für die Bauern aus der Umgegend, wenn sie zum Verkauf ihrer Waaren oder zum Einkauf ihrer eignen Bedürfnisse hierher kamen. Vor dem Thore ist das Pflaster stark geneigt, damit die Karren leichter in die Remise einfahren konnten. Die Bewegung in den engen Gassen der Stadt, wo zwei Wagen nur schwer nebeneinander passiren können, wäre für sie höchst unbequem gewesen; so ließ man sie einfach im Wirthshaus stehen. Diese Herbergen haben kleine Kammern, in denen die Reisenden, falls sie längere Zeit bleiben mußten, übernachteten. Manchmal haben die Gäste auf den Wänden ihre Namen hinterlassen, nebst Bemerkungen, die nicht ohne Interesse sind. Man kann sich leicht denken, daß Leute, die sich mit einem so bescheidenen Obdach begnügen, keine großen Persönlichkeiten sind. Es befinden sich unter ihnen ein beurlaubter Prätorianer, sodann Pantomimen, die in Pompeji Vorstellungen geben wollen, ein Einwohner von Puteoli, der die Gelegenheit benützt, seiner Vaterstadt alles mögliche Gute*) zu wünschen, und ein Verliebter, der uns mittheilt, er habe die Nacht ganz allein gelegen und sich nach seiner Freundin gesehnt.**)

Wir befinden uns, wie man sieht, nicht gerade in sehr vornehmer Gesellschaft; auch die Kneipenbesucher waren gewiß keine feinen Leute. Schenken, wo warme Getränke verkauft wurden (*thermopolia*), giebt es in Pompeji in Menge; gewöhnlich liegen sie, wie bei uns, an den verkehrreichsten Stellen, besonders an Straßenecken. Vor der Thür steht ein marmorner Ladentisch mit runden Öffnungen, in welchen die Gefäße mit den Getränken steckten; hinter den Gefäßen, an der Wand, waren kleine Gestelle angebracht, mit Gläsern von verschiedener Form und Größe. Diese Einrichtung war für Eilige bestimmt, die zum Eintritt in den Laden keine Zeit hatten und bloß schnell eine Erfrischung zu sich nahmen. Wer Muße hatte und sichs bequemer machen wollte, ging hinein und nahm in andern Räumen, im Innern, an Tischen Platz. Vor acht Jahren fand man eine solche Schenke; sie war mit merkwürdigen Malereien

*) *Coloniae Claudiae Neronensi Puteolanae feliciter!* — **) *Vibius Restitutus hic solus dormivit et Urbanam suam desiderabat* (C. I. L. IV, 2146).

dekorirt, die deutlich genug zeigen, was für ein Publikum dort verkehrte. Offenbar war das Lokal zugleich ein Spielhaus und noch etwas Schlimmeres. Auf dem einen Bilde sehen wir, wie sich die „weibliche Bedienung“ mit den Gästen amüßirt, sich mit ihnen umherjagt, sie umhast, küßt und zum Trinken reizt. Eine andre Darstellung zeigt zwei härtige Männer; sie halten ein Spielbrett auf den Knien und sind in ihr Würfelspiel vertieft. Beide sind ersichtlich sehr aufgeregt; der eine hat anscheinend eben einen guten Wurf gethan und frohlockt darüber, der andre schüttelt die Würfel im Becher und hofft auf einen noch glücklicheren. Auf dem folgenden Bilde streiten sich unsre beiden Spieler; beide behaupten gewonnen zu haben und überschütten einander mit groben Schmähungen; Inschriften über ihren Köpfen geben diese Injurien wieder. Auf den Lärm eilt der Kneipenwirt herbei und ersucht die Herren sehr höflich und in respektvoller Haltung, „sich gefälligt lieber auf der Straße zu prügeln.“

Die verschiedenen Klassen der pompejanischen Gesellschaft, die wir hier einzeln betrachtet haben, lebten nicht immer völlig von einander geschieden. Es gab häufig genug Geschäfte und Vergnügungen, durch welche sie mit einander in Berührung kamen. Zunächst vereinigte sie die gemeinsame Sorge für die öffentlichen Angelegenheiten und die Wahl der Behörden; anscheinend nahm alle Welt daran sehr thätigen Anteil. Durchwandern wir Pompeji, so erregen Wahlanschläge alle Augenblicke unsre Aufmerksamkeit; fast keine Straße giebt es, wo wir nicht einen solchen finden. In unsern Hauptstädten läßt die Behörde diese Art von Literatur entfernen, sobald die Wahl vorüber ist; in manchen Provinzialorten dagegen bleiben diese Anschläge noch lange nachher an den Mauern. So war es auch in Pompeji; manche der hier gefundenen Wahlreklamen waren beim Untergange der Stadt mehrere Jahre alt. Sie enthalten nicht, wie bei uns, politische Glaubensbekenntnisse, in denen der Kandidat seine Ansichten darlegt; lediglich seine Nachbarn, Freunde, Klienten empfehlen ihn den Wählern mit der Versicherung, er sei ein sehr ehrenwerter Mann und der Stelle, um die er sich bewerbe, vollkommen würdig. Lesen wir diese zahlreichen Anschläge, sehen wir, mit welchem Eifer so viele Personen ihren Kandidaten rühmen, so möchten wir fast glauben, daß die Wahlen sehr lebhaft gewesen sein müssen und daß man um die öffentlichen Ämter in diesen kleinen Städten heiße Kämpfe führte. Auch ist dies unzweifelhaft wirklich oft der Fall gewesen; gleichwohl merken wir, daß in manchen pompejanischen Wahlreklamen die Höflichkeit eine größere Rolle spielt als die Politik. Einzelne von ihnen sind das Werk angesehenen Personen, die in den Vorjahren Kandidaten gewesen sind oder es bald sein werden, und die nun einen Dienst vergelten oder sich Beistand für die Zukunft sichern wollen. Bisweilen vollzieht sich dieser Austausch von Gefälligkeiten, dies Versicherungsverfahren „auf Gegenseitigkeit,“ ganz öffentlich. Ein dienstfertiger Freund, der für die von ihm unterstützte Kandidatur jemand gewinnen will, sagt zu ihm ohne weiteres: „Proculus, wähle zum Adilen den

Sabinus; der wird dann dich selber dazu wählen.“*) Meist aber sind es geringere Leute, Klienten, Schuldner oder sonstige Verpflichtete, die ihre Dankbarkeit bezeugen und ihre Schuld durch diese laute Huldigung bezahlen wollen. Die öffentlichen Ämter waren so kostspielig, daß es dafür nicht immer viele Kandidaten gegeben haben kann. Gerade weil dieselben eigentlich wenige Mitbewerber hatten und ihre Wahl kaum zweifelhaft war, legten sie vielleicht um so größern Wert darauf, daß sie wenigstens als der Ausdruck des allgemeinen Willens erschien. Die Ehre lag für sie weniger in der nicht sehr lebhaft bestrittenen Wahl selbst, als in diesen lärmenden Kundgebungen, die ihren Glanz erhöhten und so ihren eigentlichen Wert ausmachten. Dies ist der Grund, weshalb die Bürger sich ihre Kandidaten einander so nachdrücklich empfehlen zu müssen glaubten, obwohl so ziemlich jeder sie zu wählen bereit war. Hatte die Wahlbewegung den Eindruck großer Einmütigkeit gemacht und hatte sich die öffentliche Meinung nur recht geräuschvoll ausgesprochen, so war der Duumvir oder der Aedil stolzer auf seinen Erfolg und geneigt, das Wohlwollen seiner Mitbürger durch ungeheuer freigebige Spenden und Leistungen zu vergelten.

Unter diesen Leistungen waren es vor allem die öffentlichen Spiele, die dem Volke am meisten zusagten. Reich und Arm hatte für sie das gleiche leidenschaftliche Interesse. In Rom waren sie immer sehr beliebt gewesen, und noch mehr womöglich schwärmte man für sie in den kleinen Städten, wo das Leben einförmiger, die Vergnügungen minder zahlreich waren. Es gab öffentliche Spiele verschiedner Art. Zunächst die szenischen Darstellungen. Für sie waren in Pompeji zwei Theater bestimmt, die noch heute erhalten sind. Ob man auf denselben viele Tragödien und Komödien spielte, weiß ich nicht; ganz sicher dagegen haben dort mimische Aufführungen stattgefunden. Diese nicht eben edle Gattung von Schauspielen, die bei den Zuschauern keine große literarische Bildung voraussetzte und von jedermann verstanden wurde, fand überall freundliche Aufnahme. Besonders gefiel sie den jungen Männern, weil hier, entgegen dem sonstigen Brauch, die weiblichen Rollen von Frauen gespielt wurden, diese Frauen sich nicht gerade durch Sittenstrenge auszeichneten und ein Liebeshandel mit einer hübschen Schauspielerin für kein übles Mittel galt, das Leben in der Provinz etwas lustiger zu machen. Cicero sagte von einem seiner Klienten, dessen Jugendleben nicht ganz vorwurfsfrei gewesen war: „Man klagt ihn der Entführung einer kleinen Komödiantin an, aber das ist ein harmloser Spaß, den besonders in der Provinz ein alter Brauch entschuldigt.“**) Auch der Pantomimus (Ballet) war in hohem Grade Mode und in Pompeji gewiß ebenso beliebt wie überall; erfahren wir doch, daß Pylades, der berühmte Tänzer aus Rom, nach Pompeji kam, um dort auf dem von Holconius errichteten Theater einige Vorstellungen zu geben.

*) C. I. L. IV, 645: Sabinum aedilem, Procule, fac, et ille te faciet.

**) Cicero, Pro Planc. 12, 30.

Über alles aber liebte die Menge die Spiele in der Arena. Sie wurden durch Anzeigen, die wir noch heute auf den Mauern lesen können, zur öffentlichen Kenntnis gebracht. Diese Anzeigen geben das genaue Programm der Vorstellung; sie teilen uns mit, ob außer der Hauptsache, dem Auftreten der Gladiatoren, zur Vervollständigung des Schauspiels auch noch Athletenkämpfe und „Jagden“ (Tierhezen) stattfinden; sie vergessen auch nicht anzugeben, daß in der Arena gesprengt und daß für die, welche die Sonne fürchten, Tücher über das ganze Amphitheater ausgespannt werden sollen: *venatio, athletae, sparsiones, vela erunt*. Sie setzen den Tag für das Schauspiel fest; manchmal wird vorgesehen, daß dasselbe wegen schlechten Wetters verschoben werden darf (*qua dies patietur*), manchmal aber heißt es zur großen Freude der leidenschaftlichen Liebhaber, daß keinesfalls Aufschub stattfinden und man bei jedem Wetter kämpfen wird (*sine ulla dilatione*). Wollen wir uns diese großen Menschen- und Tiermezeleien vorstellen, so ist uns das leicht genug gemacht. Wir brauchen nur auf die Vasreliefs des Scaurus-Grabes, auf denen sie treu dargestellt sind, einen Blick zu werfen. Wir sehen hier Jäger im Kampfe mit Tigern; sie bedienen sich dabei des Mantels und des Schwertes gerade wie die heutigen Toreadoren. Wir sehen ferner Gladiatoren jeder Gattung, Mirmillonen, Thraker und Netzkämpfer, im Handgemenge mit einander. Alle Episoden des Kampfes sind dargestellt: kraftvoll und ungestüm spielen sich Angriff und Abwehr vor unsern Augen ab; der Besiegte hebt einen Finger in die Höhe und fleht so um das Mitleid der Zuschauer; weigern sich diese, ihn zu begnadigen, so versetzt ihm der Sieger den Todesstoß.

Diese schrecklichen Szenen waren die liebste Unterhaltung der Bewohner von Pompeji. Die Ehrgeizigen, die sich um ihre Gunst bemühten, wußten dies sehr wohl. Kein besseres Mittel kannten die Beamten, die sich um einen Posten bewarben oder einen solchen bekleideten, das Wohlwollen des Volkes zu gewinnen oder ihm dafür zu danken, als die Veranstaltung eines Gladiatorenkampfes. Einer von ihnen, der Duumvir Clodius Flaccus, noch erkenntlicher als seine Kollegen, ließ in einer einzigen Vorstellung fünfunddreißig Fechterpaare kämpfen. Der Name Pompeji begegnet uns nicht oft in der Geschichte. Tacitus spricht nur einmal von diesem Städtchen, und dies einmal ist gerade von einem Schauspiel dieser Art die Rede. Er erzählt, bei einem dieser Kämpfe, die natürlich die Herzen nicht eben zur Sanftmut stimmten, seien die Einwohner von Nuceria und die Pompejaner, bei denen das Fest stattfand, mit einander in Streit geraten; zuerst hätten sie sich gegenseitig beschimpft, schließlich aber sei man handgemein geworden und eine sehr große Anzahl von Nucerinern sei tot auf dem Platze geblieben. Der Senat in Rom bestrafte die Schuldigen und befahl, daß diese Kämpfe zehn Jahre hindurch in Pompeji untersagt sein sollten.*) Man hätte die Pompejaner kaum empfindlicher züchtigen können.

*) Tacitus, Ann. XII, 17.

Die außerordentliche Popularität, deren sich diese Schauspiele bei den Pompejanern erfreuten, beweist auch ihre Gewohnheit, überall Gladiatoren hinzumalen. Wir finden ihrer auf den Wänden noch eine große Menge, in den verschiedensten Stellungen. In der Regel sind sie kämpfend dargestellt, während neben ihnen ein alter ausgedienter Gladiator, an seinem Stabe erkennbar, den Kampf anordnet und überwacht. Darunter lesen wir den Namen des Mannes und die Zahl der Siege, die er davongetragen. An der elementaren Art, wie diese Zeichnungen hingeworfen sind, erkennen wir schnell, daß sie nicht von Künstlern von Beruf herrühren. Leute aus dem Volke oder Kinder waren es, die auf diese Weise die Wände mit ihren Meisterwerken schmückten. Mit einem Stück Kohle oder Kreide malten die Kinder einen Gladiator hin, etwa wie sie heutzutage mit Vorliebe Soldaten zeichnen, und interessant ist es zu beobachten, wie diese jungen Hände schon damals ganz ebenso verfahren wie heut. Es ist dieselbe Methode, Soldaten und Gladiatoren gleichen einander; immer stellt eine mehr oder minder gerade Linie die Stirn und Nase vor und zwei Punkte deuten die Augen an. Doch ist bei manchen dieser Zeichnungen eine gewisse komische Absicht unverkennbar. So trägt z. B. der neronische Gladiator Asteropäus eine sehr selbstbewußte Haltung zur Schau; er sieht wie ein rechter Eisenfresser aus — offenbar bildet er sich auf seine 106 Siege nicht wenig ein. Merkwürdig ist auch die schwerfällige Persönlichkeit des Gladiators Achilles, genannt „der Unbesieglige“; sein Embonpoint beweist uns, daß man in diesem schrecklichen Metier nicht immer mager wurde.*)

Ich habe bisher nur von dem äußeren Leben der Pompejaner gesprochen; dieses läßt sich noch immer am besten aus der Entfernung beobachten. Nach dem Forum und in das Theater sind wir ihnen ohne große Mühe gefolgt. Weniger leicht ist es, bis zu ihnen selbst vorzudringen — in ihr Haus, in ihr Herz. Ist es ja doch schon nach wenigen Jahrhunderten eine überaus schwierige Aufgabe, in das Privatleben der Menschen einen Einblick zu gewinnen, ihre innersten Empfindungen, ihre gegenseitigen Beziehungen, ihren Haß, ihre Liebe, ihre geheimen Freuden und Schmerzen, kurz Alles was nur ein Roman, ein volles rundes Zeit- und Lebensbild, der Nachwelt erhalten und erzählen kann, zu ahnen. In Pompeji sind wir jedoch in dieser Beziehung besser daran als anderwo. Der Überfluß an Inschriften, die man dort entdeckt hat, läßt uns das, was wir völlig kennen zu lernen außer Stande sind, wenigstens in seinen Umrissen erkennen; er erlaubt uns, ein paar kleine abgebrochene Romane zu entwerfen, die von unsrer Phantasie zu Ende geführt werden und unsre Neugier angenehm beschäftigen.

Die Inschriften waren damals das einzige Mittel der Information und der Öffentlichkeit, das man hatte; so gab es ihrer denn auch eine gewaltige

*) Garrucci, tav. 11, 12.

Grenzboten II. 1883.

Menge in den alten Städten. In Pompeji finden wir drei verschiedene Gattungen von Inschriften, zuerst die in Marmor oder Stein eingehauenen. Wir erblicken sie bald am Giebel der Tempel, wo sie uns mitteilen, wer sie erbaut hat, bald auf der Basis der Bildsäulen, wo sie uns die Namen der dargestellten Personen überliefern und die Ämter aufzählen, die jene bekleideten. Diese Inschriften waren zu ebenso langem Leben bestimmt wie das Denkmal, das sie trug, und der Zufall, der sie uns erhielt, hat damit keine Indiskretion begangen. Dann kommen die mit einem Pinsel rot oder schwarz auf die Mauern der Häuser oder der Säulenhallen gemalten Inschriften. Diese sind für uns weit interessanter als die erstgenannten; sie vertraten die Stelle unserer heutigen Anschlagzettel. Von den Wahlempfehlungen dieser Art und von den Inschriften, durch welche Tag und Programm der Schauspiele bekannt gemacht wurde, war schon die Rede; auf dem gleichen Wege teilte auch der Hausbesitzer dem Publikum mit, daß er zum 1. Juli oder zum 13. August eine Wohnung zu vermieten habe, oder lud der Gastwirt die Reisenden ein, bei ihm zu logiren; er verspricht gute Küche und „alle Bequemlichkeiten“ (*omnia commoda praestantur*). Ebenso werden gestohlene oder verlorene Gegenstände reklamiert; dem ehrlichen Finder oder Wiederbringer wird eine anständige Belohnung in Aussicht gestellt: „ein Krug Wein ist aus dem Laden verschwunden; wer ihn wiederbringt, bekommt 65 Sesterzien (10 M. 40 Pf.); bringt er den Dieb mit, so erhält er doppelt soviel.“ Die dritte Gattung der Inschriften endlich umfaßt alle diejenigen, die einfach mit Kohle hingeschrieben oder mit der Spitze eines Nagels oder Messers in die Wand eingeritzt sind. Die Urheber dieser Art von Straßenliteratur sind bald Liebende, die sich im Vorübergehen das Vergnügen machen, ihre Freundinnen zu begrüßen, bald ein Spaßvogel, der uns die schätzbare Mitteilung macht, daß er verschleimt sei, oder ein anderer, der diejenigen, welche unartig genug sind, ihn nicht zu Tische einzuladen, ohne Umstände „Barbaren“ schimpft, bald boshafte Denunzianten, die es an die große Glocke hängen, daß Epaphra ein wüstes Leben führt, daß Suavis, die Kneipenwirtin, ewig Durst hat und daß Oppius ein Dieb ist. Diese graffiti, wie man sie in Italien nennt, waren nicht bestimmt, auf uns zu kommen; die Zerstörung von Pompeji hat sie uns erhalten, und das ist ein großes Glück. Wie viel Belehrung solche Gassenjungenstreiche, welche die Mauern mit allen möglichen mehr oder weniger dankenswerten Mitteilungen bedecken, der Nachwelt liefern können, wenn sie, von der Polizei geduldet, ein so langes Dasein fristen, ist in der That kaum zu glauben. Von dem intimen Leben der Pompejaner verraten sie uns ohne Frage ungleich mehr als irgendwelche andern Urkunden.

In den graffiti von Pompeji findet sich so ziemlich alles. Auch von ihnen läßt sich sagen: nichts Menschliches ist ihnen fremd. Was uns aber auch hier am häufigsten begegnet, ist die Liebe. Nicht umsonst war Venus die hochverehrte Schutzpatronin der Stadt, welche die frommen Einwohner in allen Lebens-

lagen anriefen. Wenn die Leute dort für ihren Wahlkandidaten um Stimmen werben, unterlassen sie es nie, den Förderern der Kandidatur den Schutz der Venus zu versprechen. Einer der oben erwähnten improvisirten Künstler, die überall Gladiatoren hinhalteten, weiß für sein Meisterwerk keinen bessern Schutz, als daß er über jeden, der es wagen sollte, daran zu rühren, den Zorn der Venus von Pompeji herabrufft. *) Lucian erwähnt, daß es damals Brauch war, Liebeserklärungen auf die Mauern zu schreiben. In Pompeji giebt es viele solche Inschriften, und da ihre Orthographie mannichfache Abweichungen zeigt, so können wir daraus schließen, daß sie von Leuten aus verschiedenen Gesellschaftsklassen herrühren. Manche zitiren, um die Geliebte zu feiern, einfach ein paar Verse aus bekannten Dichtern, aus Propertius, besonders aus Ovid; er war ja der Dichter der leichten Liebe, kein anderer war bei den jungen Leuten populärer. In andern Fällen sind die Verse Schriftstellern entlehnt, die heute verloren sind; einige scheinen sogar eigens für die Gelegenheit verfaßt, und darunter sind manche gar nicht übel für Provinzialverse. „Ich will,“ sagt der glücklich Liebende, „des Todes sein, wenn ich ein Gott zu sein begehre ohne dich.“ „Heran zu mir all ihr Liebenden!“ sagt der erzürnte Liebhaber, „ich will der Venus die Rippen zerbrechen.“ **) Vor sechs Jahren fanden sich sehr hübsche Verse dieser Art; sie sind sicher das Produkt eines Schönegeistes aus der Nachbarschaft. Ein Liebender spricht zu dem Kutscher, der ihn fährt: „Maultiertreiber, wenn du das Feuer der Liebe fühltest, du hättest es eiliger, deine Schöne wiederzusehen . . . ich flehe dich an, spute dich, vorwärts! getrunken hast du ja genug, also vorwärts! nimm deine Peitsche und gebrauche sie; bring' uns schnell nach Pompeji: dort wartet auf mich mein geliebtes Mädchen.“ ***) Die eigentlichen Liebeserklärungen sind meistens in Prosa abgefaßt. Bald wagt der Liebende eine sanfte Bitte: „Meine teure Sava, liebe mich, ich bitte dich“; bald antwortet die Schöne: „Nonia grüßt ihren Freund Pagurus.“ Die Art, wie die Liebenden sich ausdrücken, ist manchmal gewählt, ja gesucht und erinnert uns daran, daß wir uns im Zeitalter des Petronius befinden: „Mein hübsches Püppchen; zu dir sendet mich, der ganz und gar der deine ist.“ †) Ansprechender ist die folgende einfachere Erklärung, die mehr vom Herzen zu kommen scheint: „Methe, die Atellanenspielerin, liebt den Chrestus von ganzem Herzen. Möge Venus ihnen gnädig sein, und mögen sie stets in holdem Einverständnis miteinander leben!“ ††) Erwähnung verdient auch die folgende formelle Verabschiedung eines unglücklichen Liebhabers, auf die in der That eine Antwort unmöglich ist: „Virgula an ihren Freund

*) C. I. L. IV, 538: Abiat Venere Pompejana iratam qui hoc laeserit. — **) Ah peream sine te si deus esse velim. — Quisquis amat veniat, Veneri volo rumpere costas. — C. I. L. IV, 1928, 1824. — ***) Bull. dell' Inst. di corr. arch. 1877, Noy. — †) C. I. L. IV, 1173. — ††) C. I. L. IV, 2427.

Tertius: Freund, du bist allzu häßlich!“*) Da hört freilich die Diskussion auf.

Alles kann ich hier natürlich nicht anführen. Ich will die Erlaubnis, die sonst der lateinischen Sprache gewährt wird, die Erlaubnis, daß sie ungestraft den Anstand verletzen darf, hier nicht mißbrauchen. Wollte ich es wagen, jene liederlichen Inschriften mitzuteilen, die zu den Malereien des geheimen Kabinetts im Museum von Neapel so gut stimmen, so würde ich von der Moralität der Bewohner von Pompeji eine sehr üble Vorstellung erwecken, und, was das schlimmste ist, diese Vorstellung würde der Wirklichkeit durchaus entsprechen. Man gefiel sich damals allgemein in der Behauptung, die Sitten seien in den Provinzen weit besser als in Rom. Tacitus und Plinius rühmen gern bei jeder Gelegenheit das ehrbare und frugale Leben in den italienischen Landstädten; wenn man sie hört, möchte man fast glauben, daß, wenn Rom das Stellbildein aller Laster war, gleich hinter der Serviusmauer das Reich der Tugend angefangen habe. Zu dieser Anschauung wird wohl ein wenig jene bekannte Täuschung beigetragen haben, die uns glauben läßt, daß wir überall besser daran seien als da, wo wir uns eben befinden. Jedenfalls trifft jene Meinung für die Stadt, mit der wir uns hier beschäftigen, nicht zu. Möglich, daß in Rom die Tugend durchaus nicht zu finden war; unbedingt sicher ist es, daß man sie in Pompeji auch nicht suchen durfte. Lag doch diese reizende Stadt in einer bezaubernden Landschaft, wo alles zum üppigen Lebensgenuß anregt, wo der Sammetglanz der Campagna, die lauen Lüfte, die sanft gerundeten Bergzüge, die weichen Biegungen der Flüsse und der Thäler ebenso viele verführerische Reize sind für die Sinne, die wie auf weichen Kissen ruhen, entrückt allem Kampf und aller Erdschwere. Sie war die Nachbarin Neapels, das schon damals das müßige Neapel (*otiosa Neapolis*) hieß; ihr gerade gegenüber lag Bajä, der lieblichste Ort der Welt, aber auch einer der sittenlosesten — Bajä, von dessen schönen Besucherinnen Martial sagt: „Eine Penelope kam, Helena eilt sie davon.“**) So vereinigte sich hier alles, um aus dieser Landschaft eine der Tugend gefährliche Stätte zu machen, und Inschriften wie Kunstwerke beweisen uns, daß auch Pompeji der mächtigen Verführung durch Klima und Beispiel nicht widerstanden hat.

Welche Dienste diese Wahlempfehlungen, diese ernsten oder heitern Rundgebungen des städtischen Lebens und Treibens, diese von lustigen Schülern im Vorübergehen an die Wände gekritzelten Scherze, diese teils naiven, teils rohen Äußerungen von Liebenden oder Wüstlingen uns leisten, springt in die Augen. Wir besaßen die Straßen und die Häuser von Pompeji, aber leer und stumm; nun ist's, als gäben uns die Inschriften und die graffiti die Bewohner zurück. Wie ein Wiederhall des Lebens muten sie uns an. Pompeji belebt

*) C. I. L. IV, 1881. *Virgula Tertio suo: indecens es.* — **) Martial I, 62.

und bevölkert sich wieder für uns, wenn wir sie lesen. Nicht mehr mitten unter mühselig der Asche, die sie seit achtzehn Jahrhunderten bedeckte, entrissenen Ruinen stehen wir, sondern in einer lebenden Stadt. Wenn wir sie durchwandern, lehrt sie uns selbst, weit besser als Bücher, was in einer römischen Provinzialstadt des ersten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung die Menschen trieben, wie sie dachten und wie ihr gesamtes Leben sich abspielte. Denn hier, wenn irgendwo, hatten die Wände Ohren; was sie damals gehört, heute erzählen sie es uns: die Steine reden.



Musikalische Erziehung.

Von W. Freudenberg.



Über den Einfluß der Musik auf die Erziehung und Bildung herrschen gar verschiedene Ansichten. Viele glauben an eine veredelnde Macht der Kunst, viele halten die Beschäftigung mit der Kunst für alle diejenigen, die sich ihr nicht speziell widmen wollen, als eine den übrigen Aufgaben der Erziehung und Geistesbildung gefährliche Sache, nur geeignet, zu zerstreuen und zu verweichlichen, noch andre sehen sie für einen ganz unnützen Zeitvertreib an. Alle drei Ansichten sind vollkommen richtig, aber nur unter einer Voraussetzung: der Einfluß, den die Kunst auf den Menschen ausübt, entspricht genau dem Geiste, mit welchem sie betrieben wird. Sie besitzt weder die Macht, ein trocknes, poesieloses Gemüt zu beglücken, noch ist sie ohne Gefahr für denjenigen, der plan- und wahllos zu bloßen Zwecken der Unterhaltung nach allem greift, was diesen Zwecken dient, aber sie ist auch die Zauberrute, die dem reichen Gemüte die herrlichsten Schätze seines innern Lebens enthüllt und es mit einer gegen alles Gemeine und Niedrige unzugänglichen Mauer umgiebt. Wenn sich also auch ihr Einfluß auf das geistige Leben innerhalb der angegebenen Grenzen in unzähligen Abstufungen dokumentirt, so steht doch soviel fest, daß ihr Einfluß dort, wo er sich geltend macht, die Zentralstätte des geistigen Lebens, das Gemüt und die Phantasie trifft, von der Gefinnungen und Entschlüsse weit mehr direkt abhängig sind als von den Errungenschaften des Wissens, und darauf beruht die Wichtigkeit, die man der Kunst zu verschiedenen Zeiten in höherm Maße, als es jetzt geschieht, für die Erziehung beigemessen hat.

Es ist bekannt, wie in diesem Punkte namentlich die Griechen dachten und handelten. Weniger bekannt oder wenigstens allgemein anerkannt ist es, daß